

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Fasching.

Eine tragische Komödie von Sterna Mahika.

Der Verein „Sorgenfrei“ in Riederikl hatte Maskenfest. So recht von Grund auf lustig und sorglos wollte man sein, endlich wieder einmal seinem Namen Ehre machen, nach diesen Jahren schwerster Not und bitterster Entbehrung.

Wochen vorher schon wurde bei den Vereinsmitgliedern zu Hause vorbereitet, alles zusammengetragen, was karnevalistisch ausschaute und sinnreiche Maskenkostüme zusammengestellt. Mütter und Töchter wetteiferten, recht vorteilhaft auszusehen und wenn möglich am Ballabend das „Geriß“ zu bekommen.

Auch passende Larven wurden eingekauft. Es war doch immer zu lustig, wenn man, bis zur Unkenntlichkeit verummmt, diesem und jenem Bekannten einige Wahrheiten heimzahlen durfte. Oder auch im Arme eines Unbekannten dahinzulegen, allerlei Zärtlichkeiten zu tauschen und so ein Häppchen Außergewöhnliches zu genießen. Ja, das war köstlich.

Aber diesmal sollte es auch köstlich werden. Die dicke Frau Fleischermeister, mit den vielen Ringen am Finger, kam in einem echten Gretchen-Kostüm daher, hellblau, mit schwarzen Samtbändern und schneeweißweißer Bluse. Dazu reichlich besetzt mit den vollen Busen mit Ketten und Münzen behangen. Ihr Mann schritt als solider Tiroler an ihrer Seite und das Töchterchen, ein sehr junger Bäckfisch, hüpfte als Rototo voraus.

Frau Rentier Purzel, die immer sehr „fürnehm“ war, kam als untersekte kleine „Königin der Nacht“ und ihre beiden Töchter als „Sternenjungenfrauen“. Ihr Mann war Vorstand des Vereins und trug, wie alle Würdenträger, Frack und Schellentappe.

Frau Kellermeister Hinkel, die in letzter Zeit immer so an Plattfußbeschwerden litt, stellte sich als rotgoldene Zigeunerin vor, ihre Töchter mit den Himmelsfahrtsnäschen waren zu griechischen Tempelhüterinnen umgewandelt und der Vater hatte sich in ein Ritterhabit gestürzt.

Auf der Treppe, die zum Ballsaal führte, wogte es von Farben, klirperte es von klirrende es von baumelnden Ketten und Münzen, klingelte es von silbernen und goldenen Schellen. Lachen und Staunen klang dazwischen, wenn man den besten Freund, die intimste Freundin trotz aller Maskierung erkannte. Ganz international war dieses Gemenge. Holländerinnen, Römerinnen, deutsche Gretchen, Griechinnen, dazu französische Standesherrn, englische Ritter, russische Fürsten, berbe Tiroler, Spanier, ja richtig, auch ein Amerikaner mit blauem, sternbesättem Zylinder war da.

„Jetzt können wir ja Völkerbrüderung feiern“, lachte einer. „Braucht man da nach Genua?“ fragte der Amerikaner zurück. „Das machen wir unter uns einsamer.“

Taraata bumdera — Taraata bumdera, fast war der Saal zu klein, die zuströmenden Maskenfluten all zu fassen. Aber sie kamen doch alle zu Platz und der Tanz begann.

Erst Polonaise der Jugend. Das hüpfte und scharrte und gackerte. Diefel, dudel, deidel da, taraata bumdera, sie schritten dahin. Die „Alten“ reckten die Häße und verglichen die Masken. Natürlich waren alle eine Schattierung weniger glänzend als die des eignen Kindes.

Dann kam die Polonaise der „Alten“. Das schlurfte und schlappete und brummelte. Als das dicke Gretchen und die Königin der Nacht an dem bronzenen Engeln, das den Türvorhang hochhielt, vorüber schritten, und als es gar die plattfußtrante Zigeunerin tanzen sah, lachte es unbändig, daß ihm der Vorhang aus den Händen fiel und den darunterstehenden Türwächter in eine Wolke von Stoff und Staub hüllte.

Dem Weine wurde noch fleißiger zugesprochen als dem Tanze, auf den Tischen lag ein blühendes Durcheinander von zerknülltem Papier, Kuchen, Konfekt, Belzen, Fächern, Halskraufen, dahinein fuhren beringte Hände, hoben rote und goldene Weingläser hoch, schwappten sie über, führten sie zum Munde, stellten sie unsicher zurück. Immer lustiger, immer übermütiger wurde es, das Lachen schnappte oft in ein Kreischen über, Männerhände schlugen auf die prallen Schenkel, daß es klatschte, es war wirklich köstlich, wie man es sich versprochen hatte.

Da ein Tusch! Man schaute erwartungsvoll nach der Bühne. Die Tische zu einem Gretchenkostüm war gefunden. Der Sprecher hielt sie an langer Stange empor, und als ein rosarotes Gretchen schüchtern nach, verlangte er erst mit ausgebreiteten Armen seinen Findextrahen. Das gab ein nimmer endenwollendes Hallo.

Diesem Handel folgte ein Rundtanz, dem Rundtanz eine Verschonungspause mit Gläserklingen und immer stärker anschwellendem Gemisch von Sprechen, Lachen, Kreischen, Johlen.

Da ein zweiter Tusch. Erwartungsvolles Stuhlkräcken — dann heulendes Gejohle. Die Plattfußzigeunerin hielt eine Narrentappe hoch und ließ die goldenen Schellen daran klingen. Wem war sie zu eigen? Keiner meldete sich. Ob sie den Findextrahen fürchteten? Anwachsendes Gelächter. „Heraus — Eigentümer — heraus.“

Erneuter Tusch. Das bronzene Engeln an der Türe hob plötzlich mit aller Kraftanstrengung den Vorhang so hoch, als es nur konnte und schaute mit tiefstem Gesichtchen herein. Ein bleicher Gast betrat den Saal. Lang, hager, mit wehenden Locken und geträufeltem Barte. Auf der Stirn Blutstropfen, eingetrocknet und hart. Von den Schultern herab ein weißes Gewand, das den abgemagerten Leib umschlotterte. Er schritt geradewegs auf die Bühne und streckte seine weiße Hand nach der Narrentappe aus. Jäh ward es still, der Zigeunerin gefror das Gesicht zur steinernen Maske. Die Narrentappe entfiel ihrer Hand. Der bleiche Mann hob sie auf und schwenkte sie über seinem Haupte.

„Fasching — Brüder — kommt zum Tanze — einmal — wieder sorglos — einmal wieder lustig — heissa — hoppssa — Musik — Musik!“

Aber auch die Musiker schienen zu Stein erstarrt. Der Bleiche drückte die Schellentappe auf seine Locken, nahm dem einen Geiger mit weicher Bewegung die Geige aus der Hand und spielte auf der Mitte der Bühne stehend einen seltsamen Marsch.

Da hub ein Getrappel auf der Treppe an wie mit tausend Holzfüßen. Das Engeln riß den Vorhang hoch, die an der Tür Stehenden taumelten zur Seite und herein in den Saal tanzten in endloser Polonaise lauter — Holzkreuze. Größere, kleinere, manche verwitert, zum Teil zerhohlet, manche mit zerplitterten Armen, manche zerbrochen, Holzkreuze, wie sie zu Tausenden draußen in fremder Erde steden, weil unter ihnen irgend ein hoffnungsvoller, aus dem frischen Leben gerissener junger Mensch begraben liegt.

Zwei größere Kreuze sprangen mit dumpfem Gepolter auf die Bühne, saßen Brumbach und Pauke und spielten darauf los. Das waren Kreuze von zerhohleten Mustern und fünf, sechs andere hüpfen dazu, bis die Kapelle besetzt war. Sie spielten wie Kriegsgeschmetter und Fanfarenmarsch, Sturmrueten brüllten drein und die Grabkreuze im Saal tanzten dazu, daß ein dröhnendes Gepolter die Wände erzittern ließ.

Ein furchtbarer Ausschrei! Ein Holzkreuz mit zerplittertem Arm packte eine junge Spanierin und wirbelte mit ihr durch den Saal. „Unter mir liegen die Fehnen Deines ersten Gatten.“ Ein Ruf, der nach Verwundung schmeckte, und das Holzkreuz brachte die Bewußtlose in die Arme ihres zweiten Gatten zurück.

Bleicher als der bleiche Gast standen die Maskierten hinter Tischen und Bänken verschanzet. Ihre buntfarbenen Kleider lachten ihrer Fahllheit Hohn. Nicht einmal eine Träne fand den Weg aus ihren starren Augen.

Der bleiche Mann auf der Bühne gab Geige und Fiedelbogen ihren Besitzern zurück und hob die Hand. Die Kreuzmusikanten brachen mitten in ihrem Spiel ab, die Kreuztänzer standen still. Er nahm die Schellentappe von seinen Locken und siehe, die kleinen Schellen wandelten ihr mederndes Klingen in das silberne Kläuten ferner Glocken um. Eine milde Stimme sprach: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid.

Da scharten sich die Kreuze in stürmischer Liebe um den Einen und reckten ihre starren Arme in stummer Zärtlichkeit zu ihm hoch. Und der Eine schaute aus ihrer Mitte zu den maskierten Menschen hin, ob nicht einer den Weg zu ihm fände. Aber sie standen alle mit verhülltem Angesicht, weil sie diesen liebeverheißenden, traurigen Blick nicht ertragen konnten.

So schritt der Eine mit all den hunderttausend hölzernen Kreuzen davon. Unter der Türe fiel ein heißer Tropfen auf seine Stirn, ein zweiter folgte unmittelbar nach. Tränen? Eine Freude, wie ein maiengoldner Sonnenstrahl brach aus dem Auge des Bleichen. Er schaute suchend empor. Aber nicht Menscheniränen waren es, die seine Stirne geküß, das bronzene Engeln mit dem Türvorhang in den erhobenen Händen weinte.

Ein Tusch. Bogtaufend, einer muß doch die Kappe verloren haben. Die Zigeunerin läßt alle Schellen klirren und da naht auch der Besizer, als ginge es zum Hochgericht. Hoch und heissal er wählte sie zum Tanz. Die Musikanten pauken, fiedeln, blasen, was das Zeug hält, und die Paare schwingen sich in rasendem Tanz.

Walt Whitman.

Von Max Hanel.

Walt Whitman, Amerikas größter Dichter, ist uns bisher zu wenig bekannt geworden, obgleich es an deutschen Uebersetzungen seines Hauptwerkes, der „Grashalme“, nicht gefehlt hat. Seit Ferdinand Freiligrath um 1868 auf den wunderbaren Amerikaner hinwies und zugleich einige Gedichte in meisterhafter Wiedergabe mitteilte, haben es die Schölermann, Federn, Leising, Thea Gillingen und vor allem Johannes Schlaf mit vieler Liebe versucht, uns Whitmans Werk und Wesen näherzubringen, uns die ganz eigene Pracht und Herrlichkeit dieses höchst seltsamen und bedeutenden Mannes zu zeigen, aber Whitman ist trotz all dieser Liebesmühen bisher nur das Eigentum verhältnismäßig weniger Gebildeten. Gemeingut des Volkes ist Whitman aber noch lange nicht geworden, er, der mächtigste Sänger des Volkes, der hinreichende Sprecher der „athletischen Demokratie“, der wie kein anderer das Volk verherrlicht hat.

Walt Whitman wurde in dem Dorfe West Hills auf Long Island geboren. Er besuchte die Volksschule zu Brooklyn, ward dann Kaufbursche, Handlanger und erlernte endlich das Seberhandwerk. (Er hat die erste Auflage seiner „Grashalme“ selbst gesetzt.) Er begann für Zeitungen zu schreiben, wintersüber arbeitete er als Buchdrucker, sommersüber als Farmer, ward Mitarbeiter und Leiter von Zeitungen und unternahm dann um 1848 eine große Fußreise durch die Staaten. Er erkennt die ganze ungeheuerliche Größe und Weite der amerikanischen Landschaft. Jedermann gut Freund, wandert er seine Straße hin achtet den eintausenden Kieger ebenso wie den vornehmen Mann in der Paradekutsche. Mit schärfstem und liebevollstem Auge betrachtet er alles Geschaffene. Er kommt aus dem Staunen nicht heraus. „Das also ist das Leben!“ sagt er sich. Auf dieser Fußreise wird er zum Dichter. Der „Gesang der freien Straße“, wohl das schönste Wandergedicht des letzten Jahrhunderts, wird damals erlebt.

Zu Fuß und leichten Herzens schlage ich die freie Straße ein,
Gesund, frei, vor mir die Welt,
Vor mir den langen, braunen Pfad, der mich führt, wohin
ich will!
Fortan verlang' ich kein Glück; ich selbst bin das Glück!
Fortan wimm're ich nicht mehr, verschiebe ich nichts, brauche
ich nichts!
Fort mit dem Stubengejammer, mit Bibliotheken und quer-
köpfigen Kritizierern!
Stark und wohlgenut schreite ich die freie Straße hin!

Whitman geht nach Brooklyn zurück, wird Herausgeber des „Freeman“, beschäftigt sich mit Bauunternehmungen, und hat sogar Gelegenheiten, reich zu werden. Tut aber dann plötzlich etwas ganz Unamerikanisches. Er wird kein Money-maler, sondern der Dichter der Kameradschaft, der Sprecher der Staaten, der Verkünder der Menschheit und Menschlichkeit. Er hängt damals eine Tafel in seiner Stube auf: „Schaffe das Werk!“, und beginnt die „Grashalme“ zu schreiben. Er zieht sich von den Menschen zurück, liegt stundenlang am Strande, wandert in die mystische Nacht, unterhält Verkehr mit den Geistern der Luft, wie jemand sagte. Er empfängt die Weisheit. Er dichtet den „Gesang von mir selbst“. Um 1855 erscheinen die ersten „Grashalme“, zwölf „Gedichte“, wenn man so sagen darf, 95 Seiten Umfang, die aber doch sogleich ungeheures Aufsehen erregen. Die Akademiker vermischten Form und Bändigung, die Frommen wurden von heiligem Schrecken ergriffen über so viel Freiheit. Die Freien aber jauchzten auf. Walt Whitman vermehrte die „Grashalme“ allgemach, und die abschließende Ausgabe umfaßt etliche 600 Seiten! Um 1862 ging Walt als Wundepfleger auf die Schlachtfelder des amerikanischen Bürgerkrieges. Drei Jahre opfervollster Hingabe verlebte er dort, die ihn, den Herkulesischen, körperlich ganz herunterbringen, aber dafür mit der unverlöschlichen Glorie eines Edelsten im Dienste der Menschheit krönen. Wie er die Kameradschaft in seinen Gedichten gepriesen hatte, so legte er sie nun in einem erhebenden Weispiele dar. Ohne jedes Entgelt von der Regierung tat er seinen Dienst.

Um 1873 erlitt Whitman einen schweren Schlaganfall, dem später noch einige Anfälle folgten. So lebte er viele Jahre lang in der Nachbarschaft des Todes, und wenn er sich mit Recht den Dichter des Lebens genannt hat, so durfte er sich mit ebensolchem Rechte den Dichter des Todes nennen. Er spricht einmal von ihm als vom „Gesandten, Pförtner, unsere aller Führer zulezt“. Whitman starb am 26. März 1892 in dem Arbeiterstädtchen Camden in New Jersey, wo er auch begraben liegt.

Wie bedeutungsvoll Walt Whitmans Prosaschriften sein mögen, die „Demokratischen Ausblicke“ etwa: sein Hauptwerk bleiben die „Grashalme“, die zweifellos eines der seltsamsten und gewaltigsten Werke der Weltliteratur genannt werden müssen. In ihnen ist scheinbar Erhabenstes und Alltägliches wahllos gemischt. Aber für Whitman gab es nichts Alltäglichen. Er hat die Schöpfung vergrößert, auch in ihren winzigsten Offenbarungen. „Und eine Maus ist Wunders genug, um Sextillionen von Ungläubigen wankend zu machen!“ Indem er nun alles Geschaffene vergöttlichte, stellte er den Menschen, den Menschen jeder Rasse und jeden Glaubens, einen genau so hoch wie den anderen. So spricht er die „uraltelose Lösung“ aus, so gibt er das Zeichen der Demokratie, die für ihn Gleichberechtigung, Gleichgültigkeit und Gleichwertigkeit bedeutet.

„Bei Gott! Ich werde nichts annehmen, woran nicht jeder andere auch seinen Teil haben kann unter den gleichen Bedingungen!“

Und den fremden Ländern sendet er seine Gedichte, damit sie aus ihnen ersehen mögen, was das Rätsel Amerika bedeute, die Neue Welt und ihre athletische Demokratie. Für die Demokratie, die er „sa femme“ nennt, seine Frau, schmettert er seine Gefänge.

Und so ist dieser Amerikaner heute so lebendig wie je. Er hinterließ uns das Gedächtnis an einen freien, großen und mächtigen Menschen, an einen edlen Streiter für die „gute, alte Sache“ der Menschheit, für die süße Idee, „todlos durch alle Zeitalter und Rassen“.

Walt Whitmans Werke liegen jetzt in einer neuen vervollständigten Ausgabe in zwei Bänden (S. Fischer, Berlin) vor. Hans Reiffiger hat sie übertragen und dem Leben und Schaffen des großen Sängers der Demokratie eine umfassende Darstellung gewidmet. Der erste Band enthält die wichtigeren Prosaschriften, die hier zum ersten Mal in deutscher Sprache geboten werden. Die „Grashalme“ bilden den Inhalt des zweiten Bandes. Whitman hat damit die seiner würdige deutsche Ausgabe erhalten.

Lady Godiva.

Ein Märchen von Alexander Peibel.

Es war einmal ein alter Börsenkönig, der war finster und hart in seinen Gedanken. Morgens, mittags und abends las er die Kurszettel und nachts träumte er von Aktien und Dividenden. Seine Frau Königin Godiva aber war jung und schön, und durch ihre Träume ging ein Filmschauspieler in Reittiefeln spazieren. Tagsüber besetzte sie sich, den Schein zu wahren, und das galt allgemein für tugendhaft. Ihr Haar war das anerkannt schönste am ganzen Kurfürstendamm und wurde viermal im Jahre gefärbt, ganz nach Mode und Jahreszeit.

Da war auch ein böser Intrigant, der Wettkonzerne gründete und zur Erholung von seiner aufregenden Tätigkeit vor den Geyrichten harmlose Berlin-W-Damen zu verführen pflegte. Selbstgebehrte der schönen Godiva. Ohne Erfolg, denn erstens waren seine pekuniären Verhältnisse sehr unklar, zweitens war seine Begleitung selbst in den Nachtlokalen noch kompromittierend. Sich für die Abweisung zu rächen, brachte er die Königin in schlimmes Verlegen. Das ist so Brauch bei Böfewichtern von seiner Lebensart.

Ganz außer sich geriet der Börsenkönig, als er von seiner Gemahlin vermeintlicher Untreue hörte — und diesmal hatte Godiva doch wirklich ein schneeweißes Kinderherzchen! Grausame Rachepläne reiften.

Der König gab ein großes Fest. Sämtliche Sterne des Filmhimmels hatten ihr Erscheinen zugesagt, in der „Elegant Welt“ war unter der Rubrik „Sprechen Sie noch?“ fast ausschließlich von den zu erwartenden Sensationen die Rede, und in den Modeshäusern wurde fieberhaft an den Meisterwerken aus Tüll und edlen Brotaten gearbeitet. Wer zur Gesellschaft zählte, wurde geladen.

So standen sie denn in den strahlenden Hallen, die schönen Frauen vom Kurfürstendamm, dekolliert von oben nach unten, dekolliert von unten nach oben und ließen ihre Reize spielen. Da ging ein Langkleid aus silbernem Damaststoff mit Füllterbesatz und seitlichen Tüllverzierungen, getragen von der Step-Tänzerin Holla Hopla, hier eine große Abendtoilette aus weinrotem Samt mit einseitiger bis zur Wade reichender Zipselschleppe (Modell Flawo-Schädler), getragen von der fieschen Soubrette Tira Delira, und dort erregte Cellery be Reit Aufsehen, die mit den Damen ihres Schönheitsballetts in Bühnentoilette erschienen war. Die Stimmung der Gäste war glänzend.

Da schien es dem König Zeit, sein Rachewerk zu vollenden: weit öffneten sich die Flügeltüren, aus der klösterlichen Stille ihres Boudoirs trat Godiva, und die Schamröte stieg ihr ins Antlitz, daß sie die Hände vor die Augen schlug — denn ihr Kleid war hochgeschlossen und reichte bis über die Fußspitzen hinab, und war auch kein Zoll breit ihrer Haut zu sehen —

Solch großer Schande wollte niemand Zeuge sein. Ein jeder drehte sich zur Wand, Lady Godiva aber schritt wie eine heilige durch die Gasse der Rücken und gab acht, daß sie nicht auf den Saum ihres schleppenden Gewandes trat.

Ein junger Amateurböhrer wagte es, sich umzusehen. Da ihn Godiva des öfteren in seinem Heim aufgesucht, hatte er sie in der Verhüllung nicht erkannt. Für seine Taktlosigkeit erklärte man ihn für gesellschaftlich tot.

Den Börsenkönig traf die gerechte Strafe für seine Schandtat nicht nur, daß er beim nächsten Börsenruch Pleite machte, im Hinblick auf seine bewiesene Brutalität und den Umstand, daß er bei dem erwähnten Flawo das herrliche Zitat gebrauchte „Ich habe es nicht gewollt“, ernannte ihn eine Vereinigung teutschnationaler Arter zum Ehrenmitglied. — — —

Das Dachlucengespenst.

Ein unglaubliches Erlebnis.

Von Tobias Femberlein.

Sonntag vormittag kommt immer Erich Käse zu mir. Er ist mager und hat einen gewaltigen Schädel, ein furchtbarer Besserwisser ist er auch, aber sonst ist er ganz leidlich. Ich vertraue mich mit ihm ganz gut, weil ich psychoanalytische Schriften gelesen habe.

Wir gehen dann auf den Dächern Berlins spazieren, was, wenn die Sonne scheint, nicht nur sehr vergnüglich, sondern auch hygienisch ist. Und Hygiene ist, sozusagen, meine Krankheit. Ich fröne ihr geradezu. Diese Spaziergänge sind auch sehr unterhaltsam, es ereignet sich fast immer etwas Interessantes. So begegnen wir in der Gegend der Potsdamer Straße sehr oft ganzen Rudeln von Genssen, die sich an den in den Dachrinnen aufgestellten Geraniensäcken gütlich tun. Erich Käse beneidet diese anmutigen Tiere vor allen Dingen um ihr Familienleben; denn er ist ein Junggeselle. (Uebrigens der einzige Intelligenzbeweis, den er bis heute erbracht hat!) Auch die sonstige Fauna der Berliner Dächer ist der Beachtung wert. So die Kammläuse, die, etwa handtellergroß, sehr zutraulich sind und mit Vorliebe schwarze Schuhnägel fressen.

Das Tollste aber passierte uns am letzten Sonntag. Wir stolperten zwischen den Kaminen der Friedrichstadt umher, wo die Landschaft besonders abwechslungsreich ist. Die Stimmung war etwas gereizt, denn Erich Käse hatte abfällige Bemerkungen über eine gemeinsame Freundin gemacht, welche in einem feinen Geschäft in der Oranienstraße Seifenblasen verkauft. „Schön ist sie nicht,“ hatte er gesagt, „doof ist sie auch nicht, aber schön doof ist sie.“ Das ärgerte mich. Solche Ausdrücke gehören sich nicht. Außerdem ist Erich Käse der Letzte, der Ursache hätte, menschliche Schönheit zur Debatte zu stellen. Es war eine peinliche Pause, die Erich Käse dadurch zu überwinden versuchte, daß er einen Fußball aus der Tasche zog und aufblies.

Wir spielten also Fußball. Schon nach einer halben Stunde standen wir 7:1 zu meinen Gunsten bei durchaus fairem Spiel. Sentrecht brannte die Februarsonne auf uns hernieder, aus den Kaminen stiegen bereits die Mittagseruiche. Da erscholl ein Artur Dinter würde sagen: markerksünderndes Gelächter. Wir schauten uns zuerst verdutzt an, dann um. Wir erschrakten. Aus einer Dachlücke kam mit frenetischem Gebrüll ein Hals herausgeschossen, der immer länger wurde und zuletzt die respectable Länge von etwa fünf Metern erreichte. Auf diesem gespenstlichen Halse sah ein kleiner mieser Kopf, der in der Atmosphäre herumbaumelte und sich vor Lachen nicht genug tun konnte. Erich Käse faßte sich zuerst und bemerkte, daß ihm so etwas im Leben noch nicht passiert sei. Ich gab in bezug auf meine Person eine gleichlautende Erklärung ab. Was tun? „Huhuhuhu!“ brüllte der Hals und baumelte wie ein Volksparteiler.

Wir beschloßen, der Sache auf den Leib zu gehen, soweit von Leib überhaupt die Rede sein konnte. Wir faßten das Gespenst an, wie man einen Baum anfaßt, den man schütteln will, und zertritten den seltsamen Europäer zusammen. Der Kopf stellte den Kadaver ein und sah uns sehr erstaunt an. Wir quetschten ihn in die Lufe und machten die Klappe zu.

Leider blieb uns nicht viel Zeit, uns des Erfolges zu erfreuen; denn schon prasselte das Was aus einer anderen Dachlücke und schrie wie ein besoffener Feldwebel: „Hohohohohohohoh!“ Donnerwetter ja . . . Hier versagte der gute Ton in allen Lebenslagen. Wieder brachten wir unter großer Anstrengung den metaphysischen Halunken im wahrsten Sinne des Wortes unter Dach und Fach, wieder johlte er aus einer anderen Lufe in die Lüfte. Es stand außer Zweifel: das Biest wollte uns zum Narren halten!

Wir schlugen eine neue Taktik ein. Wir verhielten uns passiv und warteten, bis sich das Gespenst ausgefeigt hatte. Einmal mußte es den Kram doch satt bekommen. Belam es auch. Der Klamaufl ebhte ab, der Hals schrumpfte bis auf etwa Mannshöhe zusammen. Darauf schien Erich Käse gewartet zu haben. Er schlich sich an den vergnüglich blinzelnenden Metamorphoserich heran, holte zum Schlage aus und — fiel ins Leere. Der Hals hatte sich ganz eingezogen, und Erich Käse fiel auf die Straße. Ich hörte ihn aufschlagen. Gleich darauf war der Hals wieder da. Der Kopf sah sehr erschrocken aus. Das hatte er wahrscheinlich nicht gewollt. Ich brüllte wie von Sinnen: „Polizei! Sipooo!“ Natürlich kam keine.

Das Dachlucengespenst aber blinzelte mir zu, gab sich einen Ruck, machte sich lang, bog sich zur Straße hinunter, sackte den Erich Käse herauf, stellte ihn auf die Beine und zupfte ihm obendrein mit der Schnauze den Schlips zurecht. Erich Käse sah sehr erschrocken aus, war aber im übrigen wohllauf. „Komm,“ sagte er, „ich hab die Nase voll . . .“ Wir gingen einer entfernten Lufe zu, von der aus wir auf die Straße gelangen konnten.

Ehe wir hinabstiegen, blickten wir noch einmal zurück. Das Dachlucengespenst baumelte einsam im Mittagssichte und war traurig, daß wir nicht mehr mit ihm spielen wollten.

Vorfrühlung.

Von Carl Danh.

Die Vorstadt der Fabriken und Mietkasernen, hat sie denn noch immer nicht einen Hauch des nahenden Frühlings verspürt? Kalt und leblos liegen die massigen Gebäude, Steinfänge in schnurgeraden Reihen, die Fabrikungestüme mit erloschenen Fensteraugen, die kahlen Hinterhöfe. Und dazwischen wuchert allenthalben das Unkraut der Schote, die ihren schwarzen Gisthauch verpestend in den Himmel blasen, der schon in der lichten Farbe des Frühlings glänzt.

Wann wird hier unten die Starre weichen und Farbe und Duft einziehen und Sonne und gliederlösende Wärme?

Die Aengstlichen, die Klugen sagen, es ist noch nicht Zeit, und zittern fast vor der neuen Nacht, deren Stürme sie schon brausen hören. Aber die Ungestümen, die Drängenden, die Beherzten — und wieviel Feine, Zarte und Zerbrechliche sind darunter! — sie wissen es zuverlässiger als alle Neunmalweisen: Es ist etwas in der Luft. Käme doch jemand, unsere Hoffnung bald ganz zu erfüllen, ein Sturm, ein kinder Gäß, ein Sonnendurchbruch in all diese Engel!

Sehnsüchtig warten sie, die noch halbverschneiten Schneeglöckchen, die Krokusse, die mit gelben, blauen und weißen Spitzen den ärmlichen Rasen des kleinsten Vorgartens seltsam beleben, und die buntesten aller Blumen, die Kinder!

Sie sind da, sowie die Sonne in die Schlucht hineinfällt, die sie ihre Straße nennen. Und mit ihnen ist ein neues, ungewohntes Leben in der Welt des kahlen Gesteins erwacht. Wehende Kleider, flatternde Schürzen und farbige Bänder, fliegende Zöpfe, Strümpfchen in Rot und Flachs und Erdfarbe . . . ein wogendes Blumenbeet, das im ersten Strahl der Frühlingssonne aus dem steinbedeckten Boden hervorsproßt.

So manches allzu zarte Knospchen ist darunter, das vor der Zeit welken möchte, so manches saftlose und schwächliche Glied, das lichtunggrig in die Länge schoß und nicht Kraft und Widerstand ausbildete. Werden all die zarten und bleichen Pflänzchen den Frühling erleben, dessen erste, wohlige Wärme sie ins Freie gelockt hat?

Am Ende der Straße bewegt sich ein Leichenzug aus der Vorstadt hinaus. Ein Kinderjarg, ein grüner Kranz vom Lebensbaum mit einem Tuff bleicher Schneeglöckchen daran, ein ärmliches Gefolge. Unmittelbar dahinter aber schleicht das Heer der Leiden und Krankheiten, die aus feuchten Kellerstuben, lichtlosen Kammern und staubigen Höfen hervorkommen, und die sich immer nur da heimlich fühlen, wo auch die Eiseskälte im Hause hockt und wo das Gespenst des Mangels aus leeren Schränken und Baden grinst.

Ein Fenster in der langen Häuserreihe der Straße tut sich auf; weiche Luft strömt ins Zimmer und nimmt die wehende Gardine mit; ein süßer Blondkopf, fast der eines Kindes, beugt sich heraus. Die Augen des Mädchens gehen über die Straße, die Dächer, den Himmel. Nun setzt sie sich ans Klavier, und ihre kleine, glöckereine Stimme klingt über die Straße:

Leise zieht durch mein Gemüt
liebliches Gelächte . . .

Sie fühlt es, daß es etwas Neues, Festliches im Werden ist, und der Star, der ein paar Stockwerke höher auf dem Dachsim steht, gibt ihr recht. Er ist kein gelehrter Kalendermann, weiß nichts von Bitterungskunde und von unserer tiefgründigen Wissenschaft vom Wechsel der Jahreszeiten. Er hat es auch nur im Gefühl, das freilich auch bei ihm den erkernten Pfiffen und Kniffen immer eine Nasenlänge voraus ist. Und er muß es den Menschen in den grauen Steinkäfigen verkünden, den Alternden, Bergränten, Sorgenden, die nicht zwischern, nicht fliegen können, und die Tag für Tag in Stumpfheit und Gleichgültigkeit dahinleben: Macht es wie ich, ruft er, pfeift auf Schneegestöber und Nachtfröste, auf Wohnungsnot und Nahrungssorgen; gebt acht, es kommt eine neue Zeit!

Märztag.

Deffel v. Ellencron.

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau und dunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchspühen,
kommen schreielend an in Wanderzügen.

Derchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Ueberall ein erstes Frühlinglärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
kurzes Bild träumt durch die weiten Länder,

kurzes Bild schwamm mit den Wolkenmassen,
Woll' es hollen, muß es schwimmen lassen.

Auf der Jagd nach Seeungeheuern. Viel gefährlichere und aufregendere Abenteuer als die Jagd auf die größten Landbestien bietet der Kampf mit den Ungeheuern des Meeres, und deshalb hat sich ein führender englischer Jäger Mitchell-Hedges ganz diesem Sport zugewendet, den er den „schönsten der Welt“ nennt. In einem Londoner Blatt erzählt er von den spannenden und grausigen Erlebnissen, die er beim Erlegen des sogenannten Riesens-Teufelsrochen oder Meerdrachen an den Küsten von Jamaika hatte. Diese Tiere wiegen mehr als 1/2 Tonne, sind sehr groß und zum Angriff mit einem langen peitschenförmigen Schwanz bewaffnet, dessen Spitze von Nadelstärke ist und einen aus Stacheln und Drüsen bestehenden Giftapparat enthält. Ein Schlag mit dieser furchtbaren Waffe tötet einen Mann innerhalb drei Minuten. In einem kleinen Kanu geht man mit einem erfahrenen Eingeborenen auf die Jagd nach diesen furchtbaren Fischen. „Eines Morgens früh“, erzählt er, „sah ich einer dieser Teufelsrochen an unserer Angel, und bald hatten wir ihn längs des Bootes, wobei er mit seinem Schwanz das Wasser in gewaltige Aufregung versetzte. Wir zogen ihn empor und suchten ihn mit einem schweren Holzklötz zu erschlagen, aber unsere Anstrengungen waren zunächst vergeblich, bis er dann schließlich ruhig wurde. Nun brachten wir mit großer Mühe die gewaltige Masse ins Schlepptau, indem wir dem Fisch ein Seil durch die Kiemen zogen. Das war aber schwieriger, als wir gedacht hatten, und während unserer Bemühungen kam der Rochen wieder zum Leben und gebärdete sich so furchtbar, daß wir um ein Haar mit unserm Boot gekentert wären. Wäre es ihm gelungen, einen von uns mit seinem Schwanz zu treffen, dann wären wir verloren. Wir mußten also Seil und alles in Stich lassen, um zu entkommen. Von der ungeheuren Lebensfähigkeit dieser Tiere konnte ich mich bei einer anderen Gelegenheit überzeugen, als wir einen anderen noch größeren Meerdrachen fingen. Ich schoß ihm vier Kugeln mit dem Revolver durch den Kopf; dann machten wir 20 tiefe Einschnitte in den Körper mit einem Messer, banden Kopf und Schwanz an schwere Holzklöße, und doch schnappte er noch immer mit seinem Maul, und der unheimliche Schwanz war in beständiger schlagender Bewegung auf dem trockenen Sand, auf dem das Tier lag.“

Naturwissenschaft

Woher stammt der Duft der Äpfel? Nach einer weitverbreiteten Anekdote liebte Schiller den Geruch saurer Äpfel als Anregung bei seinem künstlerischen Schaffen. Das ist ein Geschmack, den nur wenige mit ihm teilen werden, und der auch gar nicht wahrscheinlich ist. Es mag vielmehr der Äpfelduft als solcher es gewesen sein, der für ihn eine gewisse Erfrischung bedeutete. Dies wird durch gewisse neuere chemische Untersuchungen wahrscheinlich, die sich mit der Ursache des Obstduftes beschäftigen, und im besonderen für den Äpfel Stoffe nachwies, die seit längerem in der Medizin als Anregungs- und Erfrischungsmittel des Nervensystems bekannt sind. Den amerikanischen Chemikern F. B. Power und B. R. Chesnut (Exper. Stat. Record, 43. Bd.) gelang es als ersten, aus verschiedenen Apfelsorten deren Duftstoff rein darzustellen. Es zeigte sich, daß die bisherige, vermutungsweise geäußerte Annahme, der angenehme Äpfelgeruch sei eine Verbindung der Valeriansäure, durchaus irrig ist. In Wirklichkeit handelt es sich um Verbindungen sogenannter Ester, von Stoffen, an die niemand denkt, der sich an Äpfeln erquickt. Das sind nämlich die Säuren, die dem menschlichen Schweiß seinen kennzeichnenden Geruch verleihen: die Kapronsäure, die sich auch im Bodengeruch findet, ferner die allgemein bekannte Amelisen- und Essigsäure.

Der ganze Unterschied ist nur der, daß diese Stoffe in den Äpfeln in kolossaler Verdünnung da sind und dann höchst angenehm duften und anregend wirken, während sie konzentriert einfach unträglich sind. Ein Apfel enthält nur 0,0007 Proz. dieser köstlichen Fruchtester, die durch die verschiedene Art ihrer Mischung die Ursache der vielerlei, für die einzelnen Apfelsorten so wohlbekannten Arten von „Aroma“ sind, nach denen man diese schätzt und bezahlt. Seht, da wir ihre Ursache kennen, wird freilich alsbald eine künstliche Parfümierung und Verbesserung minderwertiger Apfelsorten einsehen, die weder dem Obstzüchter noch dem Obstkenner gleichgültig sein kann.

Himmelskunde

Entfernungsmessung im Weltall. Der Astronom, der sich ein Bild vom Bau des Weltalls machen will, sieht als wichtigste Aufgabe die Bestimmung der Entfernung der Sterne von der Erde und also untereinander vor sich. Wir wissen, daß unser sichtbares Sternsystem, wenn man es in einen anschaulichen Maßstab überlegen will, einem Haufen von Stecknadelknöpfen gleicht, die einige hundert Kilometer von einander entfernt sind.

Bis vor wenigen Jahren war man, wenn man die Entfernung der Sterne messen wollte, auf die direkte Bestimmung der Parallaxe angewiesen, d. h. des Winkels, unter dem uns die Sterne von verschiedenen Orten aus erscheinen, und aus dem man dann nach den einfachen Regeln der Trigonometrie ihre Entfernung bestimmen kann.

Dies Verfahren stieß aber bei der Mehrzahl der Fixsterne auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Solange es sich um so geringe Entfernungen wie die der Sonne, des Mondes und auch noch der Planeten handelte, genügte es, die Visierlinie von zwei möglichst weit entfernten Punkten der Erdoberfläche aus zu bestimmen. Diese Methode verlagte aber bei den ungeheuren Entfernungen der Fixsterne, bei denen die zu messenden Winkel infolge der Unzulänglichkeit unserer Instrumente praktisch gleich null ausfielen. Man suchte also einen größeren Abstand für die beiden nötigen Messungen zu gewinnen und fand ihn in der Erdbahn. Man stellte die Visierlinie zu einer bestimmten Zeit und dann wieder nach einem halben Jahre fest, wenn die Erde sich auf dem entgegengesetzten Ende ihrer Bahn um die Sonne befand. So gelang es, durch immer größere Verfeinerung der Instrumente und der Methoden schließlich mit Mühe, wenigstens die Parallaxe einer Anzahl der uns nächsten Sterne zu bestimmen. Auf diese Art hat man die Entfernung von etwa sechshundert Fixsternen ermitteln können.

Da gelang es vor einigen Jahren dem amerikanischen Physiker Michelson, ein neues Verfahren auszuarbeiten, das dem Astronomen erlaubte, den Durchmesser der Sternscheiben im Fernrohr und, mit Hilfe ihrer Helligkeit, auf indirektem Wege auch ihre Entfernung zu bestimmen. Das geschah mit Hilfe des Spektroscopes, jenes wunderbaren Instrumentes, das durch die Lichtbrechung im Prisma das von Sonne und Sternen uns zugesandte Licht in seine Bestandteile zerlegt und uns Aufschluß über seine Zusammensetzung gibt. Mit Hilfe zweier in einiger Entfernung von einander aufgestellten Spektroskope fing Michelson die vom rechten und linken Sternrande ausgehenden Lichtstrahlen getrennt auf, brachte sie durch Linsen zur Deckung und konnte dann durch die jetzt auftretenden Interferenzstreifen die Ausdehnung des Sternscheibchens festlegen. Auf diese Weise konnte man auf dem Mount-Wilson-Observatorium, der größten Sternwarte der Welt, seit dem Jahre 1912 etwa 500 Parallaxen von Fixsternen, also ihre Entfernungen, festlegen. Zu diesem Verfahren gehören aber so starke Instrumente, wie sie kaum eine europäische Sternwarte besitzt. Jetzt ist es nun dem Dozenten Lindblad von der Universitätssternwarte in Uppsala gelungen, ein Verfahren zu finden, das die angegebenen Messungen auch mit kleineren Instrumenten auszuführen gestattet. Wie Lindblad mitteilt, hat er einen Effekt der vom Cygnus ausgesandten Spektrallinien im violetten Teil des Spektrums gefunden, der gleiche Schlüsse auf die Sternentfernung zu ziehen gestattet wie das Michelsonsche Verfahren. Svante Arhenius, der berühmteste Physiker Schwedens, erwartet von der neuen Methode aufsehenerregende Ergebnisse.

Gesundheitspflege

Die „englische“ Krankheit. Der eigentümliche Name „englische Krankheit“, der schon lange für eine besondere Kinderkrankheit, die „Rachitis“, d. h. die Knochenweichheit der Kinder, im Volksmund gebraucht wurde, hat eine traurige Berühmtheit im Weltkrieg dadurch erhalten, daß infolge der englischen Hungerblockade die Sterblichkeits- und Krankheitsziffer unserer Kleinen ungemein in die Höhe geschraubt wurde. — Freilich wissen wir schon lange, daß die Rachitis nicht etwa auf ungenügender Menge der Kindernahrung beruht — oft werden gerade sehr gut genährte Kinder von ihr befallen —, sondern auf unzureichender Beschaffenheit, und zwar nahm man an, daß besonders der Stoff in der Nahrung mangelte, welcher für den Aufbau und die Festigkeit der Knochen am wichtigsten ist, der Kalk. Doch haben die Heilversuche durch vermehrte Kalkzufuhr unbefriedigende Ergebnisse gehabt. — Neuerdings ist nun durch Forschungen vor allem von deutschen und englischen Gelehrten festgestellt worden, daß als Ursache der Rachitis das Fehlen gewisser bisher weniger beachteter Nährstoffe, der sogenannten Vitamine, welche besonders im Pflanzengrün enthalten sind, anzusprechen ist, sei es, daß jene in ungenügender Menge mit der Nahrung zugeführt oder aber im Körper nicht derart verarbeitet werden, wie es zum richtigen Wachstum nötig ist. Die Untersuchungen über letzteren Punkt sind noch nicht völlig abgeschlossen; vor allem sind die Forscher noch nicht darüber einig, in welchen Körperorganen, Drüsen, die Verarbeitung stattfindet. Eigenartige Beobachtungen dürften aber auch hierauf bald das erwünschte Licht werfen, so u. a. die Tatsache, daß durch Bestrahlung rachitischer Kinder mit der Höhen Sonne, ferner durch Zufuhr eines Nebennierenstoffes rasch Besserung, ja Heilung eintritt, und daß junge Tiere, die längere Zeit der Bewegung beraubt sind, rachitisch werden. Jedemfalls aber ergeben sich jetzt schon sehr wertvolle, allgemeine diätetische Vorschriften, die jedermann ohne weiteres als Vorbeugungsmittel befolgen kann und soll: einmal sollen Säuglinge, aber auch werdende oder stillende Mütter, möglichst viel Luft, Licht und Bewegung haben, sodann soll für sie eine Nahrung gewählt werden, die möglichst viel Vitamine enthält; es sind dies vor allem Grüngemüse, tierische Fette (Butter und Milch grüngerfütterter Tiere), der Lebertran und die Malzzubereitungen. — So findet, nebenbei bemerkt, nun die längst erprobte günstige Wirkung des Lebertranes und der Malzsuppen ihre wissenschaftliche Erklärung. — Das Vieh soll möglichst auf die Weide, die bisher für Kindermilch vorgeschriebene Trockenfütterung ist aufzugeben, der Säugling soll schon bald Grüngemüse (Spinat, Rosenkohl, Karotten usw.) erhalten; Kartoffeln und Rüben, ebenso die meisten Pflanzensäfte und Margarinen sind zu verwerfen. — Dieselben Vorschriften gelten auch für Schwangere und Stillende.